

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 4 (1924-1925)
Heft: 9

Artikel: Goethes Schädelstätte
Autor: Bernoulli, Carl Albrecht
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-155379>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wer heute für die Sozialversicherung eintritt muß häufig den Einwand hören: daß das Volk in seinen breiten Massen die Versicherung gar nicht wolle, daß es der Sache zum mindesten interesselos gegenüberstehe und daß ein viel engerer Kreis von Volksgenossen, selbst solche, denen das Wirtschaftsleben den Einblick in soziale Notwendigkeiten gewährt, ohne Kenntnis der Sache und der politischen Lage seien. Wir fragen darauf: Wenn der Satz gilt, daß das Volk will, was seine Führer wollen und daß bei normaler Entwicklung die Impulse zum politischen Handeln von den Wenigen ausgehen, um die Vielen zu erfassen, was heißen dann diese Einwände? Sollten in der Leitung der Parteien nicht die Männer zu finden sein, die mit der verstandesmäßigen Einsicht in die soziale Notwendigkeit dieses Werkes ein allgemein menschliches Gefühl der Solidarität verbinden, Männer, die fähig sind, den parteipolitischen Interessestandpunkt dem Interesse der Allgemeinheit, wo dies notwendig ist, nachzustellen, Männer, die in ihrer Partei so stark verwurzelt sind, daß sie auch über sie hinausragen, d. h. ein parteipolitisches Vorurteil zugunsten eines überparteilichen endgültigen Urteils aufgeben dürfen — sollten diese Parteiführer nicht vorhanden sein, dann allerdings könnte man Bundesrat und Parlament nur raten: Hände weg von diesem Werk, das mehr Kraft verlangt, als heute unter uns lebendig ist.

Goethes Schädelstätte.

Von Carl Albrecht Bernoulli, Arlesheim.

Als der alte Goethe einmal mit dem Kanzler Müller im Wagen über Land fuhr und sie an einem Gebäude vorüberkamen, das sein tiefes Mißfallen erregte, sagte er: „Fehler kann man begehen, nur baue man sie nicht auf! Kein Beichtvater kann von solchen Bausünden jemals absolvieren.“ Schon vierzig Jahre zuvor hatte sich sein architektonisches Stilgefühl über die Rasereien eines Prinzen Pallagonia aufgeregt, der Siziliens uralten Kulturboden durch einen burlesken Schloßbau verunstaltet habe. „Bei der größten Wahrheitsliebe,“ meint er da, „kommt derjenige, der vom Absurden Rechenschaft geben soll, immer ins Gedränge: er will einen Begriff davon überliefern, und da macht er es schon zu etwas, da es eigentlich ein Nichts ist, welches für etwas gehalten werden soll. . . Das Widersinnige einer solchen geschmacklosen Denkart zeigt sich aber im höchsten Grade darin, daß die Gesimse der kleinen Häuser durchaus schief nach einer oder der andern Seite hängen, sodaß das Gefühl der Wasserwaage und des Perpendikels, das uns eigentlich zu Menschen macht und der Grund aller Eurythmie ist, in uns zerrissen und gequält wird.“ Zu Goethes Schicksal gehört es nun, daß Gebäuden, die im Sinne dieser Worte seiner äußersten Abneigung hätten sicher sein können, sein erhabener Name angequält wird,

erst jenem Holzbau mit der ungleichen Schiefertuppel, der vor noch nicht zwei Jahren einem Brande zum Opfer fiel, und nun einer noch verletzenderen Herausforderung eines lieblichen und auch durch eine geschichtliche Großtat für die Heimatliebe des Schweizers geweihten Vorgeländes im nordwestlichen Jura. Dort soll nun in ungeheuren Maßen aus graufaltem Zement der Kopf einer Sphinx zum Gebäude gebacken werden und „Goetheanum“ heißen.

Will man nun die Landschaft vor solchem Unglück schützen, so gilt es zuvor das drohende Gedankengebilde ins Auge zu fassen, das sich eine solche Maske überstreift. Zwar wird geleugnet, daß uns da ein Schädel angloze, der von einem sanften Bergchemel lauernd in die Eben hinauschnaube, aber die eine Seitenansicht gibt so unverkennbar, im vorspringenden Eingangsbau mit den gewundenen Rampen der Anfahrt, die Vorstellung einer tierisch schnüffelnden Schnauze, daß wir wohl des Glaubens leben dürfen, hier drohe uns ein Werwolf oder sonst ein gespenstisch übermenschliches Fabeltier.

Die kahle und doch stachelbewehrte Weltanschauung dieser Anthroposophie, wie sie sich nennt, ruft zu ihrem Gründer und belebenden Geiste Rudolf Steiner an, einen jetzt zweiundsechzigjährigen Deutschungarn, der in den achtziger Jahren erste Anregungen vom Brentanoschen Kulturkatholizismus in Wien erhielt und dann im Weimar Goethes (und im Jena Haeckels) den Ehrgeiz nährte, seinen Willen der Welt aufzudrücken. Weitere Wandlungen zum Teil seltsamster Art erhoben ihn zur endlichen Erfüllung seines Wunsches in einem Umfang, den man nicht mehr als belanglos oder unbedeutend bezeichnen kann. Man spricht von vierzigtausend Anhängern, die ihre Gefolgschaft zu ihm durch Unterschrift festgelegt haben. In wohlverwalteten, teilweise schon vieljährigen Niederlassungen breitet sich die Gesellschaft aus.

Man muß es schon mit eigenen Ohren gehört haben, wie seine Anhänger den Namen „Der Doktor“ entweder aussprechen, oder muß gesehen haben, wie sie sich verhalten, wenn er von einem von ihnen ausgesprochen wird, — und man wird nicht darüber im Zweifel sein, daß nicht eine Lehre es ist, was hier menschliche Überzeugungen geschaffen hat, sondern daß die persönliche Bezauberung auf dem Wege lehrhafter Mitteilungen ihm diese vielen Menschen unterwirft, die sich heute nach ihm nennen. Denn der Inhalt seiner Lehre, rein für sich genommen, würde in unsern Tagen diese Anziehungskraft niemals hinreichend erklären. Sie ist philosophisch gewertet eigentlich dürftig, von beinahe kindlicher Anspruchslosigkeit und bei Licht befehen sogar ein etwas abgetragener Ladenhüter aus dem Restbestande Hegel'scher Geistesverhimmelung, da sie ja den Rationalismus und dessen Waffenträger, den Willen, in die Sterne hinaussendet und auch über die Zukunft gebietet mittelst der immer mächtiger sich erneuernden, von Existenz zu Existenz wandernden Entwicklungsmacht des denkenden und wollenden Geistes. . . Da unterbricht mich aber Goethe in meiner Bemühung, die anthroposophische Lehre mit einiger Säuberlichkeit darzustellen — er sagte doch zu Riemer: — „Lächerlicher Irrtum, daß wir glauben, wir

sollten in andern Welten erst leisten, was bereits dort gegenwärtig schon geleistet wird, etwa wie wenn Ameisen hofften, einst Bienen zu werden, da die Bienen bereits sind und aus sich selbst sich fortpflanzen.“

Also etwas wie die altehrwürdige Seelenwanderung? Bis zu einem Grade gewiß, ihr wird aber in der modernen Kur von Dornach das sentimentale Gehaben gründlich abgewöhnt. Es geht forsch zu im richtigen Geisterreiche von heute! Gefühle, Sympathie, weiches Träumen — pah! Wo denkt ihr hin? Was nicht Geist und Wille und haar-scharfes Begriffsspalten ist, gehört zum alten Eisen. Ich habe hierüber von reizenden jungen Damen mit frohen Augen, mit blühenden Lippen eiskalten Bescheid erhalten, daß mir das Blut gerann. Der Doktor sagt: „Anthroposophie muß durchgesetzt werden, auch wenn Seelen daran zugrunde gehen. . .“ Aber Verzeihung, einen Augenblick — ich spüre Fingerspigen, die sich mir auf die Schultern legen. Ich schaue mich um — richtig ja, Goethe sagte auch — und wieder zu Riemer: „Und so wie die Menschen gewöhnlich mehr sittliche Ungeheuer bewundern und anstaunen als wahrhaft Sittliche, so auch mehr das extravagante Genie, das sich im Absurden gefällt als das, welches im Schönen verbleibt.“

Nun denn — trotz allem eben doch ein Genie! Das wird also zugestanden! Ja wie dürft ihr euch dann erdreisten, ihm am Zeuge zu flicken? Original. . . Erlauben Sie, muß ich nun einwenden, ein Genie, das ist schließlich Geschmacksache — man kann allerhand für genial halten —, aber original ist Rudolf Steiner aber auch hinten und vorne nicht. Von seinem reich ausgestatteten Fundus finden sich alle Stücke samt und sonders und ohne irgend eine Ausnahme in der Garderobe der menschlichen Geistesgeschichte irgendwo vor. Allerdings — wie er sich umgesehen hat und wie er sich nach getroffener Wahl des Gewählten bedient hat, darin mag er original sein —, denn das macht ihm so bald keiner nach. Ah nein, in der Anwendung der Geistesforschung zu Nutz und Frommen seiner Zwecke tut es ihm keiner gleich. Namentlich werden jedem waschechten Kantianer die sämtlichen Haare zu Berge stehen, wenn er den Saltomortale sich ansieht, mit dem die Anthroposophie aus dem Reiche der Erfahrung in das Reich der . . . Unsinn — Träume kennt doch der wahre Geist nicht! nein aber in das Reich unendlich und hemmungslos sich abhaspelnder und überpurzelnder Vorstellungen „de omnibus et quibusdam aliis“ emporvoltigiert! Akrobatenkunststücke eins am andern — man kommt nicht aus dem Staunen heraus! . . . Da halt, ich verstumme, man würde mein Wort ja doch nicht mehr vernehmen, denn aus einem unsichtbaren Trichter schallt der gewaltige Fernsprecher: „Seine Zauberei besteht in seiner Klugheit, in seiner Unverschämtheit. Er ist so unternehmend als gewaltfam und klug — und so unverschämt als vorsichtig. Er spricht so vernünftig als unsinnig, die reinste Wahrheit und die größte Lüge gehen schvesterlich aus seinem Munde hervor. Wenn er aufschneidet, ist unmöglich zu unterscheiden, ob er dich zum besten hat, oder ob er toll ist. Welch ein Schelm, das Heiligste in seine Lügen zu verweben!“ Pardon — die Trompete ist von selbst losgegangen — die Schallaufnahme der Walze

ist längst verjährt. Vor hundertdreißig Jahren wurden diese Worte verfaßt und zwar stehen sie bei Goethe im Schauspiel „Der Großtrophtha“. Goethe hat sich damals schwer aufgeregt über Cagliostro. Ihr wißt doch, Cagliostro, der auch in Basel sein Wesen trieb, eine Frau Sarasin heilte, zu Niehen das herzige Gartenkabinettchen bewohnte und im Weißen Hause allverehrter Gast war. . . Aber hören Sie, draußen in Dornach dürfen Sie nichts gegen Cagliostro sagen, dort verehrt man ihn, wie mir versichert wird, als einen großen Hierophanten. Denn er hat die ägyptische Misraimloge gegründet. . .

Hier holen wir Atem und fragen uns: worin droht nun bei alledem der Schweiz Gefahr? Ich gestehe offen, daß ich diese Gefahr für sehr viel geringer hielte, ständen wir vor einer mächtigen, kompakten Bewegung, einem Sturm, der über uns dahinbrauste, alles umwürfe und knickte. Wer dann davorkäme, der könnte ja wieder aufstehen und sich hinterher den Schaden ansehen. Aber dieses geht nicht vorüber — hier steht alles immer noch bevor — schon zehn Jahre alt, hat es doch erst angefangen — es liegt etwas Sickerndes, Bermürebendes, unheimlich Ragendes in dieser sogenannten Geistgesellschaft, das sich vielleicht überhaupt keinem Geisterkampfe jemals stellen wird. Mut und Mühe ehrlicher Verteidigung könnten da von vorneherein vergeblich sein. Wir möchten Kunst pflegen, möchten Wissenschaft treiben — aber zu Eckermann hat Goethe gesagt: „Die Kunst soll das Penible nicht vorstellen“ und zu Boissierée hat er gesagt: „In den höchsten Dingen verjieren und daneben Absichten haben und gemein sein, das ist schändlich.“ Damit haben wir uns auch außerhalb aller individuellen Schranken begeben und erheben keine persönlichen Vorwürfe. Jeder Schuljunge sagt uns den Goethe'schen Zauberlehrling her: „Die ich rief, die Geister — Werd ich nun nicht los!“ Ich rechne längst mit der Möglichkeit, daß Herr Dr. Steiner die von ihm angeblich geleitete Bewegung über den Kopf wächst. Vieles deutet auf eine dunkle, anonyme, unfaßbare Tendenz hin, die nicht so sehr ihm gehorcht, als ihn benützt. Das müssen Vermutungen bleiben — beweisen wird sich das alles erst, wenn es eines Tages geschehen sein wird! Aber allein schon diese Ahnung ist auch nicht wenig wert. „Ich will in Kunst und Wissenschaft wie immer protestieren“ — hat abermals und nochmals Goethe gesagt — und so wollen wir denn einmütig Verwahrung einlegen, daß ein liebes Stück Heimatland vom Schicksal bedroht wird, Schädelstätte und Schindanger zu werden allem Teuersten, was einst Deutschland der Welt schenkte und was in einer höchsten Verkörperung von Goethes Namen umschlossen wird.